

Christoph Janacs

Zeugnistag

Erzählungen

EDITION
TANDEM

*Nous faisons de l'histoire comme un malade fait une maladie.
Nous sommes responsables de l'histoire
comme les fous sont responsables de la création des asiles.
Wir bringen Geschichte hervor wie ein Kranker eine Krankheit hervorbringt.
Wir sind für die Geschichte verantwortlich,
wie die Geisteskranken für die Errichtung der Irrenhäuser verantwortlich sind.*

Léon Werth, 33 Jours

*Nikdo nemůže nenávidět víc než člověk člověka!
Udělej kameny lidmi, a ukamenují nás!
Niemand vermag mehr zu hassen als der Mensch den Menschen!
Mach' Steine zu Menschen, und sie werden uns steinigen!*

Karel Čapek, R.U.R.

*Death Is A Lonely Business
Der Tod ist ein einsames Geschäft*

Ray Bradbury

Inhalt

I	5
Auf ewig dein	7
Tote altern nicht	27
Die Liebenden	37
Ein Kinderfahrrad	51
Großwildjagd	59
Das Haus des toten Mannes	71
Seidelbast	93
II	117
Mare Nostrum	119
Durch die Zone	129
Zeugnistag	145
Das Photo	163
Feuerpause	167
III	173
Der Tunnel	175
Auferstehung zu den Toten	187
Handkommunion	211
Mütter	227
Nächtliches Telephonat	251
Die Stimme vom anderen Ende der Welt	263
The Only Living Boy	289
Nachwort	307

I

Auf ewig dein

Ich habe dich gehaßt, wie nur eine Schwester ihre Schwester hassen kann.

Ich habe dich gehaßt, soweit ich mich zurückerinnern kann, und wenn es ein vorgeburtliches Gedächtnis gäbe, würde ich sagen, daß ich dich schon im Mutterleib loswerden wollte. Aber das ging leider nicht, leicht schon gar nicht und auch nicht schwer; im Grunde genommen gar nicht, wie wir alle bald erkennen mußten.

Ich haßte dich von ganzem Herzen: deine Gestalt, dein Gesicht, deine schrille, leicht nasale Stimme, einfach alles; vor allem aber dein Talent (ja, es war ein Talent!), dich in den Mittelpunkt zu stellen, und das von Anfang an. Deine erbärmliche Zwergenfigur und deine zu einer Grimasse verzogene Visage nutztest du gnadenlos aus – und mit Erfolg. Alle sprachen die längste Zeit nur von dir, wie arm du mit deinem Körper seist, so abhängig von mir, und keiner sprach davon, daß ich mindestens genauso abhängig und auf Gedeih und Verderb mit dir verbunden war. Aber ich war ja seit jeher die Größere, die Normalwüchsige, eben „die Große“, während du immer „die Kleine“ warst; und die warst du ja tatsächlich. Dennoch: Unsere Abhängigkeit war eine gegenseitige, unaufhebbare, und deshalb hätte uns beiden die volle Anteilnahme gebührt.

Seien wir ehrlich: Wir waren von Anfang an etwas Besonderes, wir beide, nicht nur du, aber was uns darüber hinaus auszeichnete war die Ungleichheit. Jene war es, die die Menschen täuschte und die du so trefflich auszunutzen imstande warst, obwohl ich genauso litt wie du. Und wie ich litt! Ich bin ja nicht mißgestaltet, habe sogar ein recht hübsches Gesicht und eine gute, wohlproportionierte Figur und hätte das ganz normale Leben eines jungen Mädchens und einer Frau führen können, mit Mann und ein paar Kindern, einem Job, der mich erfüllte –

aber nein, ich hatte ja dich am Hals! Ohne dich ging und geht auch jetzt noch nichts, und wenn du jetzt gehst, muß ich über kurz oder lang auch gehen. Doch das habe ich mit eingerechnet.

Man kannte uns ja zur Genüge aus den Medien: Photos gab es in Fülle, und ich möchte nicht wissen, wie viele sie sich auf ihre Computer und Tablets heruntergeladen haben und wie viele Perverse sich alle möglichen Spiele mit uns ausdachten und sich dabei befriedigten. – Dennoch: Wenn man uns auf der Straße begegnete, konnten die meisten ihre Blicke nicht bändigen: zunächst starrten sie uns an und dann starrten sie ostentativ weg. Keiner, der uns in all den Jahren unbefangen begegnete und unseren Blicken standhielt! Alle sahen weg, alle, und wenn sie mit uns zu tun hatten, wußte keiner, was er mit seinem Blick und seinen Händen machen sollte. Ja, die Hände! Wie unruhig sie wurden, wie sie an der Kleidung nestelten, wiederholte Male durch die Haare strichen und, wenn sie gar nicht zu bändigen waren, hinterm Rücken versteckt wurden! Diese Hilflosigkeit allerorten! Dabei kannte man uns ja und wußte, wer wir waren.

Die ersten Lebensjahre verbrachten wir ausschließlich im elterlichen Haus, abgeschirmt von der Welt und der Öffentlichkeit, die sowieso stets geil ist auf Katastrophen, Unfälle und Abscheulichkeiten. Wozu man uns rechnete, weiß ich nicht; wahrscheinlich zu allen drei Kategorien. Deshalb hüteten sich unsere Eltern, mit uns einkaufen oder auf den Spielplatz zu gehen, und die Urlaube verbrachten wir immer nur auf einsamen Almhütten, die Vater ausgekundschaftet und gemietet hatte, oder in Ferienhäusern an verschwiegenen Seen und einsamen Meeresbuchten. Wahrscheinlich hielten sie die Blicke der anderen ebenso wenig aus wie ich. Bei dir war es von Anfang an anders: Mir scheint, du konntest es seit jeher genießen, angestarrt, als etwas Besonderes betrachtet zu werden und daraus Kapital zu schlagen. Während ich jedesmal am liebsten

im Boden versunken wäre, am besten unsichtbar für Gott und die Welt, blühtest du auf, führtest du, sobald wir reden konnten, die Konversation und stelltest dich damit in den Mittelpunkt. Aber strenggenommen gab und gibt es bei uns keinen Mittelpunkt: Eine ohne die andere kann nicht sein; eher gleichen wir einem Doppelstern, der sich um seine eigene zwiespältige Achse dreht und dabei ständig ins Schleudern gerät.

Journalisten und Paparazzi verscheuchten unsere Eltern, vor allem Vater, gekonnt und ziemlich unwirsch, und gegen einen dieser geilen Wichte, der es gewagt hatte, über die Hecke zu steigen und uns beim Spielen zu photographieren, prozessierten sie sogar und gewannen – wegen Hausfriedensbruchs und Störens der Privatsphäre. Das war zwar gut und richtig so, hatte aber nicht verhindern können, daß aktuelle Aufnahmen von uns in Umlauf gerieten. So wurde das Interesse an uns künstlich wachgehalten, und spätestens wenn wir in eine Sozial-einrichtung oder gar eine öffentliche Schule gingen, würden wir dauerhaft der Sensationsgier ausgeliefert sein. Das wollten unsere Eltern natürlich so lange wie möglich hinauszögern.

Es genügten ja die regelmäßigen Arztbesuche, wenngleich der Hausarzt und die Spitalsleitung größtes Verständnis für unsere Situation aufbrachten und uns immer nur zu später Stunde oder ganz in der Früh zu sich bestellten. Dennoch mußten wir mit dem Auto gefahren werden und dann die kurze Strecke vom Wagen zur Ordination frei sichtbar zurücklegen, und irgendjemanden gab es immer, der uns begegnete. Einmal, kann ich mich erinnern, zückte ein Mann sogar sein Mobiltelefon, um uns schnell zu photographieren. Vater sprang schreiend auf ihn zu und schlug ihm das Telefon aus der Hand. Der Mann hatte die Frechheit, Vater wegen Körperverletzung anzuzeigen, aber der Richter ließ es zu keiner Verhandlung kommen und schlug den Fall aus Formalgründen nieder, wie Vater augenrollend mitteilte.

Irgendwann aber mußten die Eltern uns sozusagen freigeben, das heißt in einen Kindergarten für Behinderte geben, obwohl Mutter nicht müde wurde zu betonen, ihre Töchter seien nicht behindert, vor allem nicht geistig, sondern lediglich untrennbar miteinander verbunden. Wie mir diese durchaus gutgemeinte Ausdrucksweise durch Mark und Bein ging: Untrennbar! Das hieß, ich würde nie, nie, nie ohne dich sein können, müßte mit dir zusammenbleiben bis zum Tod der einen, was gleichzeitig den Tod der anderen bedeutete. Niemals würde ich ein Leben wie die anderen Menschen führen können, nach Gutdünken frei herumlaufen, tanzen gehen, Freundschaften schließen, Sex haben. Immer würde ich dich Kümmerling mit dabei haben, schlimmer als jede Anstandsdame oder ein von Kirche und Eltern geprägtes schlechtes Gewissen! Aber eine Trennung, das hatte man uns schon früh klargemacht, würde nicht möglich sein: zu groß das Risiko, daß eine von uns an dem Eingriff sterben würde.

Unsere Eltern setzten sich durch, und wir kamen nicht in einen Sonderkindergarten, sondern in einen öffentlichen, dessen Leitung – nach Absprache mit den Eltern der anderen Kinder – sich bereiterklärt hatte, das Experiment zu wagen und uns aufzunehmen. Das Experiment wagen! Was das nun schon wieder hieß! Als wären wir Aussätzige, bei denen sich alle anstecken könnten, vergleichbar mit Lepra- und HIV-Kranken. Aber immerhin kamen wir zu – nein, ich verwende das Wort normal nicht – Kindern ohne sichtbare Behinderung (denn behindert, das wurde mir mit den Jahren klar und unmißverständlich vor Augen geführt, sind alle, ausnahmslos alle).

Ich erinnere mich noch ganz deutlich an den ersten Tag. Ich stieg aus dem Wagen, dich mit dem linken Arm haltend, setzte dich in das Fahrgestell, das Mutter dir unterschob, eine Spezialkonstruktion, ein Mittelding aus Rollstuhl und Einkaufswagen, und dann schob ich dich durch die Türe hinein. Gewiß hatte

die Kindergartentante die Kinder darauf vorbereitet, wer ihnen da jetzt begegnen und mit ihnen den Raum und die Zeit teilen würde, bestimmt hatte sie das mit viel Mitgefühl getan, aber als ich das Spielzimmer betrat, dich neben mir herschiebend, und die Tante uns begrüßte, besonders aufgeräumt und fröhlich, sahen alle Kinder uns nicht an und blickten bewußt weg oder vor sich auf den Boden. Jedes der Kinder, das war selbst mir als Sechsjähriger klar, wollte unbedingt uns sehen, war nicht wiß-, sondern sehbegierig, mit welchen Monstern sie es ab jetzt zu tun haben würden (obwohl die meisten, davon war auszugehen, uns schon längst von Photos her kannten), aber jedes scheute den Blickkontakt und wich ihm aus.

Schon in dieser Situation zeigte sich dein Talent: Während ich selbst scheu zu Boden blickte, da mir die Situation äußerst peinlich war und ich mich für das unangenehme Gefühl, das sich hier aller bemächtigt hatte, genierte und am liebsten entschuldigt hätte, winktest du in die Runde und krähtest betont fröhlich ein „Grüß euch alle!“ Damals gelang es dir noch nicht unmittelbar, den Bann zu brechen, es brauchte schon noch ein paar aufmunternde Worte der Kindergartentante, aber im Lauf der Zeit wurde es dein Markenzeichen, dieses „Grüß euch alle!“, auf das jeder schon wartete und das jeder ebenso aufgesetzt fröhlich erwiderte, einem Ritual folgend, das du damals, am ersten Tag im Kindergarten, einführtest. Winkewinke – Grüß euch alle! – Winkewinke.

Wie ich das haßte! Aber ich kam ihm nicht aus und mußte, von den Eltern sanft, aber unmißverständlich dazu angehalten, mitmachen – und alle waren zufrieden und nannten uns ein fröhliches Paar. Von allen Titelblättern der Zeitschriften und Gazetten – selbst der angeblich seriösen Tageszeitungen – winkten und grinnten wir auf die begeisterte Leserschaft herab, und alle bescheinigten uns ein sonniges Gemüt und ungebrochene Lebensfreude.

Von wegen! Wenn ich es gekonnt hätte, ich hätte dich damals schon umbringen können, und vieles wäre uns, vor allem aber mir, die ich offenbar unter der Situation mehr als du oder überhaupt als Einzige von uns litt, erspart geblieben. Selbst unsere Eltern ließen sich vom Urteil der Öffentlichkeit einfangen und glaubten, daß es uns, den Umständen entsprechend, gut gehe. „Ein prächtiges Paar!“ sagte sogar der Bürgermeister, als er bald nach Ende der Ferien, als er unserem Kindergarten, natürlich unter Begleitung zahlreicher Medienmenschen, einen Besuch abstattete und es sich nicht nehmen ließ, sich mit uns ablichten zu lassen, und zwar so, daß er sich zwischen uns hockte, sein Kopf in meiner Brusthöhe und neben deinen kümmerlichen Beinchen, die vom Gestell herabbaumelten. Ich hätte ihn ohrfeigen können, aber ich lächelte, wie es sich gehörte. Ich habe immer gelächelt.

Dieses eine Kindergartenjahr war überdies entscheidend für unseren weiteren Lebenslauf. Denn damals entdeckte jede von uns eine spezielle Begabung – zu deiner Freude und zu meinem Leidwesen, wie ich erst später, zu spät begriff. Irgendwann, es muß gegen Advent gegangen sein, meinte die Kindergartentante während einer Liedprobe, du würdest eine schöne Stimme haben und die Töne genau treffen. Von wegen schöne Stimme: In meinen Ohren klang sie schrill und deine Artikulation war viel zu nasal; aber die Töne richtig treffen konntest du durchaus, im Gegensatz zu vielen anderen Gleichaltrigen, die schrecklich danebensangen oder nur brummelten. Jetzt fällt es mir wieder ein: Es war beim Martinsfest, wo wir in der Dämmerung mehrere Runden um den Sportplatz zogen, immer zwei Kinder Hand in Hand (mit Ausnahme von uns: wir waren ja schon zwei!) und mit der anderen die Laterne haltend, und dazu sangen wir ich weiß nicht wie oft dieses dämliche Lied: „Ich geh mit meiner Laterne und meine Laterne mit mir.“ Alle waren begeistert, nur ich hätte heulen können.

Ab da galtest du als, nein: nicht Stimmwunder, das nicht, aber als gute, förderungswürdige Sängerin. Und so setzte man dich bei jeder Gelegenheit als Vorsängerin und bald als Solistin ein, während ich blöd danebenstand, dein Sitz- und Fahrgestell haltend, und mit den anderen Kindern den Chor bildete. Es war erniedrigend, wie sie dich hofierten und mich immer mehr links liegen ließen. Erniedrigend, wie sie uns im wahrsten Sinn des Wortes vorführten, und das auch noch im Glauben, uns etwas Gutes zu tun, uns in die Welt der – jetzt sage ich es – Normalen zu integrieren. Das waren die abscheulichsten zwei Wörter: normal und integrieren. Ich wollte nicht integriert werden, ich wollte lediglich in Ruhe gelassen werden, von der Gesellschaft, von der Welt und vor allen Dingen von dir. Aber das war bekanntermaßen nicht möglich. Also mußte es etwas geben, das mir eine neue Rolle zuwies, mich von dir, soweit dies überhaupt möglich war, abheben ließ.

Ich weiß nicht, ob ich als Sechsjährige so logisch dachte und kalkulierte (dir hätte ich das jederzeit zugetraut). Ich glaube vielmehr, daß ich intuitiv reagierte, aus einem unbewußten Impuls heraus, der mich eine Zeitlang rettete, schlußendlich aber ins Verderben führte. Die Kindergartentante sang mit uns, wie es in dieser Vorschulinstitution üblich ist, oft und viel und begleitete sich dabei auf der Gitarre. Ob sie besonders gut spielte, kann ich nicht beurteilen, für die simplen Kinderlieder, die kaum jemals mehr benötigten als Tonika und Dominante und wenn es hoch hergeht auch noch Subdominante, reichte es jedenfalls. Was mich faszinierte waren ihre Hände und Finger: einerseits wie die beiden Hände unabhängig voneinander (ja: unabhängig voneinander!) unterschiedliche Positionen einnehmen und Handlungen ausführen konnten, andererseits was ihre Finger anstellten, vor allem jene der rechten Hand. Die Frau strich nämlich nicht bloß über die Saiten, wie ich es bei anderen gesehen hatte, sondern zerlegte die Akkorde (offenbar

spielte sie doch besser als der Durchschnitt), was für meine Ohren besonders schön klang. Zunächst verschwendete ich keinen Gedanken daran, selbst einmal zu musizieren, aber mein interessierter Blick, mit dem ich jeder ihrer Bewegungen folgte, fiel ihr offenbar auf, denn eines Tages fragte sie mich, ob mir das Gitarrespielen gefalle. Ich bejahte (du schnittst währenddessen eine deiner Grimassen, wahrscheinlich weil du schon ahntest, wohin das führen würde), worauf sie meinte, ich könne es ja einmal probieren. Sie holte eine Kindergitarre, hängte sie mir um (sitzend spielen konnte ich ja wegen dir nicht) und zeigte mir die einfachsten Griffe: A-Dur und E-Dur.

Das Glücksgefühl, das in mir hochstieg wie eine Flutwelle und jede Faser meines Körpers durchdrang, war derart unbeschreiblich (zumindest habe ich es so in Erinnerung behalten), daß ich die Kindergartentante nur wortlos ansah, aber offenbar derart begeistert, daß sie lächelnd meinte, wenn mir das so gut gefiele, könne sie mir gern ein paar Gitarrestunden geben. Ich nickte (soweit das mit dir gemeinsam ging), noch immer unfähig, etwas zu sagen. Dir hingegen entkam ein seltsamer unartikulierter Laut. Ich nehme an, du warst nicht nur nicht begeistert, sondern sogar eifersüchtig: Jetzt hatte plötzlich die große Schwester etwas, wodurch sie sich von dir abheben und am Ende dich vielleicht sogar übertrumpfen konnte. Denn mit deinen kleinen verkrüppelten Ärmchen und Händchen hättest du nicht einmal Ukulele spielen können. Aber du hattest ja zumindest deine Stimme...

Du könntest sicherlich einiges erzählen, wie du die ersten Musikstunden erlebtest, was so in dir vorging, als deine große Schwester sich mit dem Greifen der Akkorde abmühte, die Saiten des Öfteren schepperten wie rostige Drähte oder ein Akkord klang, als würde jemand gewürgt werden. Jedenfalls kann ich mich erinnern, daß du bei jedem falschen Ton

Grimassen schnittst und „Falsch!“ oder „Au!“ krähtest, was der Kindergartentante mißfiel (das sah ich an ihrem Blick), sie aber nicht kommentierte. Sie sagte nie jemals ein kritisches Wort uns gegenüber, lobte immer nur oder ermunterte. Wir waren – wieder eine Folge unseres Schicksals – für Kritik und Tadel tabu.

Ich lernte schnell. Ich lernte so schnell, daß unsere Eltern sich entschlossen, mir eine Gitarre zu kaufen, damit ich zuhause üben und meinem Hobby nachgehen konnte. Das fandest du überhaupt nicht passend, mußtest dich aber nach einem klaren Wort unseres Vaters fügen. Du störtest mich, wo und wie du nur konntest – sangst dagegen, krähtest dazwischen, schaukeltest mit deinen verkümmerten Beinchen, um mich aus dem Takt zu bringen, oder schlugst mit den Händen auf den Steg der Gitarre –, aber das führte nur dazu, daß ich noch intensiver übte, auch wenn es Zeiten gab, wo ich dich hätte erwürgen können. Aber vielleicht – oder sogar wahrscheinlich – hätte ich ohne dich nie Gitarre spielen gelernt.

Am Ende des Jahres war ich so weit, daß ich einige Lieder sauber und fehlerfrei begleiten konnte, und so kam die Kindergartentante auf die Idee, bei der Abschlußfeier uns gemeinsam auftreten zu lassen, als Höhepunkt der Veranstaltung und Beweis dafür, daß – ich verwende das Wort jetzt bewußt – Behinderte sehr wohl zu außergewöhnlichen Leistungen fähig und in der Lage seien, ein fast normales Leben zu führen (so oder so ähnlich die Worte der Kindergartenleiterin). Zum ersten Mal in unserem Dasein taten wir etwas gemeinsam, freiwillig gemeinsam, denn, ahnungslos wie ich war, hatte ich sogar Spaß daran, mit dir zusammen ein paar Lieder aufzuführen. Du sangst – für meine Ohren scheußlich wie eh und je – und ich begleitete dich, und bei zwei, drei Liedern sangen wir sogar zweistimmig. In diesen wenigen Momenten empfand ich keinen Haß dir gegenüber, nur Befriedigung über das gelungene

Zusammenspiel. Die Rührung im Auditorium war riesig, der Erfolg überwältigend und unsere Eltern strahlten voll Stolz. Dabei hätte es bleiben sollen.

Aber der Bürgermeister, der natürlich anwesend war, trat am Ende der Veranstaltung auf die Bühne, bedankte sich wortreich und überschwänglich bei allen Mitarbeiterinnen und speziell bei unserer Tante, lobte ihr Engagement und Feingefühl und bezeichnete uns als hochbegabtes Schwesternduo.

Das hätte er nicht sagen dürfen!

Natürlich gelangten Privatphotos – offizielle Aufnahmen durch Medienvertreter hatte mein Vater untersagt – an die Öffentlichkeit, und so fanden wir uns wieder einmal auf allen Titelblättern, diesmal nicht als vom Schicksal gebeutelte arme Kinder, sondern als singende und musizierende Schwestern, denen ein Journalist – auch ihn könnte ich erwürgen – eine große Musikerkarriere prophezeite.

Natürlich schmeichelte uns das Lob, auch wenn uns die Öffentlichkeit wieder nicht in Ruhe ließ und sogar wildfremde Menschen unsere Eltern anriefen, um ihnen zu gratulieren (das war noch das Harmloseste) oder fragwürdige Angebote zu machen (über deren Inhalt uns die Eltern nichts erzählten; aber an ihrer Empörung konnten wir ermessen, daß da üble Dinge im Spiel waren, von denen sich unsere Kindergehirne keine Vorstellungen machen konnten). Jedenfalls sahen sich unsere Eltern veranlaßt, die Telephongesellschaft zu wechseln und die Nummer anonym zu halten. Wir seien nun in einem Alter und hätten einen Bekanntheitsgrad erreicht, meinte Vater, daß besondere Maßnahmen nötig seien.

Welche denn? fragte ich. Tiefschwarze Gewitterwolken sah ich am Horizont aufziehen. Ich fühlte Beklommenheit, mehr noch: Angst. Ich glaube, auch du fühltest dich in diesem Moment nicht wohl.

Erstens, ihr besucht ab dem kommenden Jahr eine Privatschule,

keine öffentliche. Dort seid ihr sicherer vor Übergriffen aller Art. Am besten ein Halbinternat: Untertags seid ihr in der Schule und werdet in der Freizeit betreut und am Abend kommt wer von uns und holt euch ab. Die Nacht, die Wochenenden und Ferien verbringt ihr mit uns. Ist sicherlich besser für uns alle.

Und zweitens?

Das mit der Musik muß ein Ende haben. Ich will nicht, daß ihr so vorgeführt werdet und man euch wie Stars behandelt. Das seid ihr nämlich nicht. Ihr seid zwei Schwestern, habt an eurem Schicksal ohnehin genug zu tragen, da braucht ihr nicht auch noch so eine Blutsaugergesellschaft, die uns allen und vor allem euch nachstellt. Alles Vampire!

Ich war wie vom Blitz getroffen. Ausgerechnet das, was mir im vergangenen Jahr die größte Freude bereitet und mir eine eigene Identität gegeben hatte, sollte ich sein lassen! Ausgerechnet jene Tätigkeit, bei der wir Schwestern einmal nicht stritten und harmonisch im mehrfachen Wortsinn zusammenwirkten! Und wieder zeigte sich unsere unterschiedliche Mentalität: Während ich, die Große, entsetzt schwieg, protestierst du, die Kleine, lautstark. Seltsam: In diesem Punkt waren wir einer Meinung. So sehr wir einander haßten (ich gehe davon aus, daß du mich genauso oder ähnlich stark haßt wie ich dich), hier zogen wir an einem Strang und verbündeten uns gegen die Eltern. Denn als du dein Protestgeheul anstimmtest (ich nehme an, daß du damals schon die Idee einer Musikkarriere ernst nahmst), stimmte ich, durch dich bestärkt, mit ein. Und gemeinsam setzten wir uns gegen Vater durch.

Also gut, wenn euch das Singen und Spielen so wichtig ist, dann macht weiter in Gottes Namen! Aber nur zuhause; und in der Schule nur, wenn euch die Musiklehrerin dazu auffordert.

Das hätte Vater nicht sagen sollen. Damals waren wir beide glücklich darüber, heute weiß ich es besser.

Weißt du, wenn man Dinge so und nicht anders kennt, macht man sich keine Gedanken darüber, sie sind einfach so, wie sie sind. Daß wir immer nur gemeinsam auf die Toilette gehen konnten, waren wir, soweit wir uns zurückerinnern konnten, gewohnt. Und niemand hat uns je darauf angesprochen, weil das Thema allen peinlich und zu intim war. Daß gewisse Kleidung für uns nie in Frage kam – vor allem für dich Kleinwüchsige –, hatten wir zu akzeptieren und war, zumindest was mich betrifft, kein großes Problem. Schlimmer schon war es für mich, keinen Sport betreiben zu können – bestenfalls laufen, und das auch nur kurze Strecken. Wie gerne hätte ich an Geräten geturnt! Mit dir zusammen ein Ding der Unmöglichkeit. Manche Ballspiele gingen, solange sie nicht zu schnell und aggressiv ausgeführt wurden. Sobald du einen Ball mit voller Wucht abbekamst, mußten wir abbrechen. Ganz schlimm war, keinen eigenen Freundeskreis zu haben – die andere von uns beiden war ja immer zugegen –, persönliche und, als wir in die Pubertät kamen, intime Gespräche – undenkbar; die andere lauschte ja mit, dachte sich ihr Teil oder mischte sich ins Gespräch ein. Tanzen, mein Gott, wie gerne wäre ich tanzen gegangen, hätte Burschen kennengelernt und mich verliebt! Aber wer will schon mit einem Mädchen ausgehen, wenn dessen verkrüppelte, ständig quasselnde Schwester immer mit dabei ist? Das waren Dinge, an die ich mich nicht gewöhnen konnte und auch niemals hätte gewöhnen können, niemals. Aber darüber haben wir nie ernsthaft geredet. Du warst immer die Aufgekratzte, Laute (Winkewinke – Grüß euch alle! – Winkewinke – du weißt schon), und ich die Stille, Lächelnde. Ich habe immer nur gelächelt.

Das Singen und Musizieren war das einzig Rettende: Das verhalf uns zu einer Identität und war für kurze Zeit das einzig Harmonische in unserem gemeinsamen Dasein.

Bis zu dem Schülersängerwettbewerb, an dem wir auf Drängen

unserer Musiklehrerin teilnehmen sollten. Vater war zunächst strikt dagegen, Mutter skeptisch, und ich hatte meine Zweifel, fühlte mich aber auch geehrt; in Aussicht gestellter Erfolg korrumpiert eben. Du warst von Anfang an Feuer und Flamme. Wahrscheinlich hattest du all die Jahre auf so einen Moment gewartet. Das Problem, nachdem sich Vater breitschlagen hatte lassen, war nicht das Singen und Musizieren an sich (obwohl ich mich vor den Blicken von Jury und Zuhörern bereits Wochen davor fürchtete), sondern das Was: Welche Lieder kamen in Frage und würden auch vom Publikum angenommen werden? Pop- oder Rock-Songs, für zwei jugendliche Stimmen bearbeitet? Härtere oder gar Heavy Metal-Songs, wie ich sie liebte, kamen nicht in Frage, allein schon wegen der akustischen Gitarre. Western & Country? Schon eher, nur gefiel mir diese Musikrichtung ganz und gar nicht. Folksongs? Keine schlechte Idee, allerdings war diese Stilrichtung gerade nicht in Mode und erinnerte, zumindest ältere Semester, an Peter, Paul and Mary und den frühen Bob Dylan. Also was dann?

Unsere Musiklehrerin, eine von Volkstanz und Volksmusik Begeisterte, schlug vor, es mit ein paar alpenländischen Liedern und Gstanzln zu versuchen, das sei in diesem Rahmen ausgesprochen unüblich und habe gerade deshalb Aussicht auf Erfolg. Da ich mir darunter nichts vorstellen konnte, willigte ich ein. Aber schon nach den ersten paar Liedern packte mich das Grauen. Das sollten wir singen? Was um aller Welt sollten Jury und Auditorium gut oder witzig daran finden? Irgendwelche Albernheiten terzeln, das schien mir – und scheint mir auch heute noch – unter jeder Kritik und einfach lächerlich und geschmacklos. Dir hingegen gefiel das – mein Gott, gefiel dir das *wirklich* oder war das wieder nur eine deiner perfiden Gelegenheiten, mich zu quälen? –, während ich dazu schwieg. Und lächelte.

Also brachten wir uns ein paar dieser Grauslichkeiten bei – die Begleitung auf der Gitarre war denkbar simpel, die dümmlichen Texte waren schnell zu merken –, aber ein Problem gab es noch: der Name, unter dem wir auftreten sollten. Unsere Taufnamen waren denkbar ungeeignet – zu viele Silben und dazu noch holprig im Rhythmus –, Spitznamen hatten wir keine, also mußte ein griffiger Name gefunden werden. Nach kurzem Überlegen meinte unsere Musiklehrerin: Wie wärs mit *Die Alpenzwillinge*?

Nein, sagte ich.

Ja, sagtest du.

Niemals, sagte ich.

Auf alle Fälle, sagtest du.

War es deine spezielle Art von Sadismus oder gar Masochismus (denn ich kann mir nicht vorstellen, daß dir dieser Name tatsächlich gefiel) oder Ausdruck deines dringenden Wunschs, in der Öffentlichkeit zu stehen und berühmt zu werden und dafür alles hinzunehmen, dämliche Lieder und einen abscheulichen Namen? Wie auch immer, wir traten unter *Die Alpenzwillinge* auf, und ich haßte dich mehr denn je.

Am Vorabend des Wettbewerbs lag ich lange wach. Nicht weil ich aufgeregt war und mich vor dem Auftritt fürchtete, sondern weil ich mir das Hirn zermartete, wie ich diese Schmach überstehen würde können oder ob es nicht doch noch eine Möglichkeit gäbe, diesem Wahnsinn zu entkommen. Es hab keine. Und am nächsten Tag traten wir auf – und gewannen.

Ich weiß nicht, ob das, was wir darboten, der Jury wirklich gefiel. Das Publikum jedenfalls tobte vor Begeisterung. Und selbst da hatte und habe ich meine Zweifel, ob der Applaus nicht vielmehr unserem Aussehen galt, unserem Schicksal und unserem Mut, vor alle hinzutreten und diese Lächerlichkeiten zu trällern, vor allen Dingen aber unserer Chuzpe, den Menschen unseren Anblick zuzumuten. Da stand ein großes, gut gebautes und gar nicht unhübsches Mädchen, dem man die

erwachende Natur schon recht deutlich anmerkte, zupfte auf ansprechende Weise die Gitarre und sang mit einer warmen Altstimme, aber seine Gesangspartnerin hockte auf einem seltsamen hochbeinigen Gestell, kleinwüchsig, verkrüppelt, eine grimassierende Gnomin, beide mit ihren Frisuren mehr oder minder gut kaschierend, daß sie an ihren Schläfen zusammengewachsen waren.

Ich muß gestehen: Als die Jury uns einstimmig zu den Siegerinnen erklärte und es die Menschen von ihren Plätzen riß und sie uns minutenlang standing ovations gaben, da erfüllte mich, trotz meiner Abscheu vor dem Dargebotenen, ein gewisser Stolz. Wir hatten etwas erreicht, das wurde mir in dem Moment bewußt, das nicht selbstverständlich war und, so pathetisch es klingen mag, einen Sieg bedeutete – über den die Zeitungen am nächsten Tag ausführlich schrieben. Begeisterung allerorten, ein Lob der Lehrerin, die uns alles so gut beigebracht habe, und eine Gratulation an die Jury für ihre Entscheidung. Damit hätte es enden sollen.

Aber du, die kleine Große, die Ehrgeizige, die alle um ihre verkrüppelten Finger wickelte (Winkewinke – Grüß euch alle! – Winkewinke.) und immer bekam, was sie wollte, du wolltest mehr. Dieser Erfolg sei ja ganz schön, meintest du, aber damit dürfe es nicht enden, im Gegenteil: das könne und müsse der Anfang sein. Anfang wovon? Unserer Karriere (immerhin sagtest du unsere und nicht *meine*). Karriere als Gesangsduo? Genau. Mit *den* Liedern? Warum nicht? Wenn sie Erfolg bringen. So warst du immer. Das war, wenn man so will, deine Stärke. Und daß ich klein beigab und mich nicht widersetzte, meine Schwäche.

Schon wenige Tage nach unserem Auftritt meldeten sich die ersten Manager, die uns unter ihre Fittiche nehmen wollten. Vater war zunächst ablehnend – wie immer wenn es darum ging, etwas Neues zu versuchen, aber sicher auch aus aufrichtiger Sorge um uns –, konnte aber nach längeren Diskussionen

der Idee etwas abgewinnen: einerseits weil er sah, wie glücklich seine beiden Töchter waren (daß ich es nicht war, wußtest nur du; allen anderen, auch unseren Eltern, spielte ich perfekt die lächelnde große Schwester vor), andererseits weil mit einem möglichen Erfolg auch Geld in die ohnehin leere Familienkasse fließen würde (schließlich kosteten unsere Behandlungen und Therapien Unsummen und die Krankenkassa zahlte, wenn überhaupt, mit großer zeitlicher Verzögerung). Und irgendwie, glaube ich, gefiel Vater die Vorstellung, berühmte Töchter zu haben, berühmt nicht weil sie ein tragisches Schicksal zu erleiden hatten, sondern weil sie etwas konnten, weil sie eine Kunst beherrschten und damit einzigartig waren.

Ich kann mich noch genau erinnern, wie unsere Musiklehrerin im Wohnzimmer saß, neben sich einen dickbauchigen, rauschebärtigen Koloß, und diesen als Manager vieler erfolgreicher Volksmusikgruppen vorstellte und empfahl, uns ihm anzuvertrauen. Der Mann war nicht wirklich unsympathisch, nur grobschlächtig und lachte viel und laut mit einem Baß, daß die Gläser in der Vitrine klirrten. Er versprach, aus uns beiden ein Starduo zu machen, wir hätten das Zeug dazu, der Name passe auch perfekt (*dieser* Name!), und über das Repertoire, an dem noch zu feilen sei, werde man sich sicherlich einig.

Bei dieser Bemerkung horchte ich auf. Vielleicht würden wir doch hinüberwechseln ins Folk- oder Pop-Fach?

Weit gefehlt.

Nach Vertragsabschluß mit meinem Vater setzte sich der Manager mit uns zusammen und erklärte, daß er die Gstanzen recht nett fände und wir diese auch weiter singen dürften, er aber mehr halte von dem, was unter „deutscher Schlager“ und „volkstümlicher Musik“ laufe, damit habe er bislang die größten Erfolge gehabt, er schreibe auch bisweilen das eine oder andere Lied selbst, und das würde mit Sicherheit ideal zu uns passen. Was du davon hieltst, weiß ich nicht, du hast nie dar-

über gesprochen; mir jedenfalls wurde übel bei dem Gedanken, Schmonzetten zu singen wie „Ganz in Weiß“ oder „Atemlos durch die Nacht“. Er deutete unser schweigendes gemeinsames Nicken als Zustimmung – ich denke, etwas anderes als Zustimmung hat er auch gar nicht erwartet und hätte es auch nicht geduldet – und zog aus seiner braunen Aktentasche eine Mappe mit Texten und Noten. Ein paar Klassiker wie „La Montanara“ oder „Marmor, Stein und Eisen bricht“ seien darunter, auch Neuere wie „Ein Stern, der deinen Namen trägt“ und „Felicita“ (das sei schon etwas anspruchsvoller, mal sehen, ob das schon gehe) sowie ein paar Eigenkompositionen, von denen manche sich anhörten, als hätte er sie extra für uns geschrieben. Wir sollten die Sachen uns ansehen und zuhause probieren – ganz unverbindlich, versteht sich –, und dann würden wir uns im Studio treffen und dieses und jenes probeweise aufnehmen.

Wäre ich alleine gewesen, ohne eine Schwester als lästiges Anhängsel, ich wäre in mein Zimmer gegangen, hätte ausgiebig geheult und dann meine Eltern davon unterrichtet, daß aus einer Karriere mit diesem Manager, vor allem mit der Liedauswahl nichts würde und der Vertrag null und nichtig sei. So aber saß ich benommen da, Kopf an Kopf mit dir (wie ich das haßte, in dieser Situation aber mehr denn je!), und das Einzige, was ich vorsichtig wagte, war, dich zu fragen, was du davon halten würdest.

Ein netter Mensch, sagtest du. Ich denke, er meint es gut mit uns.

Das meine ich nicht.

Was dann?

Die Lieder.

Was ist mit ihnen?

Dämliche Schlager. Außerdem haben die schon Hunderte vor uns gesungen.

Na und? Wenn sie das Publikum hören will. Außerdem geben wir den Liedern eine besondere Note.

Sehr witzig. Ich selber höre Status Quo, Guns 'n Roses und Linkin Park, und dann dies!

Ich mag Status Quo nicht.

Ich hör eh alles über Kopfhörer.

Ich hör es trotzdem.

Es war zwecklos. Du hattest dich mit der Situation arrangiert und ich hatte mitzumachen. So war das immer bei uns.

Die Tonaufnahmen waren kein Desaster, wie ich erhofft hatte. Im Gegenteil: Der Manager und der Toningenieur schienen sehr zufrieden, meinten, wir seien die reinsten Naturtalente, sie hätten selten Leute im Studio, die auf Anhieb nicht nur richtig singen und spielen, sondern auch so souverän auftreten und ein Flair ausstrahlen würden, das man auf den Aufnahmen sicherlich richtig spüren werde können. Das Publikum würde begeistert sein.

Der Rest ist Geschichte.

In sämtlichen Plattenläden finden sich unsere CDs, auf youtube mehr als genug Aufnahmen unserer Auftritte, ich weiß nicht wie viele tausend Menschen kennen uns von diversen Shows und Auftritten. Wir sind eine Größe im einschlägigen Musiksegment. Besser gesagt: waren.

An eine Situation kann ich mich besonders genau erinnern. Wir hatten den Bambi erhalten und zum x-ten Mal „Wir wollen niemals auseinandergehn“ gesungen (eine Geschmacklosigkeit, die aber regelmäßig das Publikum zu Tränen rührte) und „Dein ist mein ganzes Herz“ (in einer Adaption durch unseren Manager, denn der Originaltext paßt einfach nicht zu zwei jungen Damen), als ich einen Brechreiz verspürte und dringend auf die Toilette mußte. Ich schaffte es gerade noch, dich aus deinem Sitz zu heben und mich, genau genommen: uns beide, vorzubeugen, dann ergoß sich ein Sturzbach in die Klo-muschel. Ich kann mir gut vorstellen, wie dir zumute war:

Vornüber gekippt zu werden, den säuerlich riechenden Mageninhalt zu sehen und zu riechen und die Würgeräusche zu hören und genau zu wissen, warum dies geschah und wie es der Schwester gerade gehe – das war sicherlich nicht lustig und mußte bei dir die Alarmglocken läuten lassen. Wir hatten einen Punkt erreicht, wo es nicht mehr weitergehen konnte wie bisher.

Damals beschloß ich, der Sache ein Ende zu bereiten.

Aber ich hätte noch eine Zeitlang durchgehalten (immer noch hoffte ich, wir könnten unser Liedrepertoire ändern), hätte dir zuliebe, vor allem aber aus Rücksicht auf unsere Eltern den Schritt hinausgezögert und nach einer anderen Lösung gesucht (von der ich natürlich wußte, daß es sie nicht gab), wenn du mir nicht an einem der folgenden Tage gestanden hättest, du habest einen Verehrer, mit dem du dich treffen wolltest.

Ich hatte so etwas Ähnliches schon lange erwartet, aber eher daß es mich betreffen würde und nicht dich, die Kleine, Verkrüppelte, Grimassierende mit der schrillen Stimme. Jede von uns hatte ein Tablet, eine eigene Adresse und pflegte ihre Mailkontakte. Und es gab genügend Männer, die sich mit mir treffen wollten und die ich immer abwimmelte. Wie sollte denn so ein Rendezvous vonstatten gehen? Sollte sich die andere blind und taub oder gleich am besten totstellen? Was erwarteten diese Männer überhaupt? Wollten die am Ende auch noch Sex? „Ich hab mit einem Siamesischen Zwilling geschlafen. Geile Sache.“ Eine Vorstellung, die bei mir Ekel auslöste. Lieber gemeinsam einsam als so etwas!

Du empfandest das offenbar anders. Oder war das die Retourkutsche für meinen Brechanfall? Hättest du dich mit dem Mann ohnehin nicht getroffen oder war er am Ende eine Erfindung, eine perfide Chimäre, um mir eins auszuwischen und mir weh zu tun? Ich werde es nie erfahren.

Denn ich habe dich heut Morgen erwürgt. Es war eigentlich ganz einfach. Du schiefst noch, als ich meinen linken Arm

langsam hinter dein Genick schob und mit der Rechten einen Schraubstock um deine Kehle bildete, aus dem du dich nicht befreien konntest. Ich preßte so fest ich konnte zusammen, hörte dein Röcheln und spürte die Verzweiflung – dein Gesicht konnte ich ja nicht sehen –, während deine Beinchen wild strampelten und deine mickrigen Hände versuchten meinen Griff zu lockern. Aber dazu waren sie viel zu schwach. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, aber ziemlich plötzlich verebbte dein Kampf, wurdest du schlaff und rührtest dich nicht mehr. Ich zog meine Hände vorsichtig zurück, lauschte, hörte aber keinen Atem mehr. Dann lag ich da, tief atmend, denn der Kampf hatte mich, trotz unseres Kräfteunterschieds, angestrengt, Kopf an Kopf mit dir.

So liegen wir noch immer da.

Das ist nun schon mehrere Stunden her. Nach einer Weile wurdest du starr wie ein Holzklotz, danach lösten sich wie unter einem Zauber deine Muskeln, wurdest du wieder weich und schlaff.

Dein Körper ist jetzt kalt. Wenn ich mit der Rechten nach dir taste, fühle ich diese Kälte, die anders ist als jene, die einen befällt bei Schlechtwetter oder weil man sich zu leicht gekleidet hat und man friert oder weil man verkühlt ist und fröstelt. Oder wenn man Angst hat. Diese Kälte hat etwas Unerbittliches, Endgültiges. Sie wird nie mehr von dir weichen. Im Gegenteil: Sie wird zu mir herüberkriechen, aus deinem Kopf in meinen, ein schuppiges, feuchtes Reptil, Zentimeter um Zentimeter vorrücken und von meinem Körper Besitzergreifen. Es wird noch eine Weile dauern, aber ich weiß, die Kälte wird kommen.

Und dann werde auch ich gehen.

Gehen müssen.

Endlich.